

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

253 (31.10.1925) Wissenschaft und Bildung

Die sozialmoralische Stellung der japanischen Frau

Von Curt Amend

Wer sich in die Eigenarten ostasiatischer Kultur vertieft, der wird immer wieder mit Staunen feststellen, daß die Ostasiaten und zumal die Japaner beinahe alles anders machen als wir. Um einige Beispiele zu nennen: Wir hoheln vom Körper weg, die Japaner nach dem Körper hin, wir lassen den Kadaver trocknen, die Japaner stellen ihre Kadaver in feuchte Räume, damit sie dort „austrocknen“, bei uns ist die Ehrenseite die rechte Seite, bei den Japanern die linke, bei uns ist schwarz die Farbe der Trauer, bei den Japanern weiß, bei uns bevorzugt man beim Bau der Häuser den Stein, in Japan das Holz, bei uns ist das Haus eine Zufluchtsstätte, die uns vor den Augen der Mitmenschen abschließen soll, in Japan ist das Haus und das Treiben darin eine öffentliche Angelegenheit, bei uns ist der Karften, wenn wir ihn schon zum-holtisch betrachten, das Symbol trüger Dummheit, in Japan das Symbol aktiver Kraft, bei uns ist der Drache ein legendärer Gegenstand des Abcheus und Entsetzens, ein wildes Untier, in Japan ist der Drache das allseitig verehrte Symbol der Fruchtbarkeit und Weisheit, bei uns gilt im allgemeinen die Regel, daß in der Elektrizität die Dame zu sitzen und der Herr zu stehen hat, in Japan ist es umgekehrt. Und damit sind wir bereits bei dem Thema angelangt, das uns hier beschäftigen soll, bei dem Thema „Die sozialmoralische Stellung der japanischen Frau“. Und auch hier ist alles anders als bei uns.

Bei einer Beurteilung der Zustände fremder Länder muß man sich hüten vor der Beeinflussung durch solche Reisende und Kaufleute, die jeweils das fremde Land nur durch den Besuch einzelner Großstädte kennen lernen. Ebenjowenig, wie sich bei uns aus der Kenntnis Berlins zutreffende Rückschlüsse auf die Eigenart des deutschen Volkes als solchen ziehen lassen, ebenjowenig geht es an, aus einer oberflächlichen Bekanntschaft mit Yokohama auf die Seele des japanischen Volkes schließen zu wollen. Man muß wie sonst ja auch hier die Kultur in ihrer Gesamtheit auf sich wirken lassen: die Kunst, die Literatur, die Sitten und Gebräuche, und man muß aus der Großstadt aufs Land gehen, um die wahre Seele eines Volkes begreifen zu können. Dann erst gewinnt man ein einigermaßen richtiges Bild. Natürlich wird es auch jetzt noch Ausnahmen von der Regel geben. Der Volkscharakter ist ein Begriff von durchschnittlicher Geltung. Und die Sitten und Gebräuche eines Volkes brauchen nicht für einen jeden Volksgenossen unter allen Umständen bindend zu sein. Schließlich sind die Gesamteinschätzungen eines Volkes kein starres Gebilde, sondern sie bleiben den Gesetzen der Entwicklung unterworfen.

Alles dies ist zu berücksichtigen, wenn man sich über die soziale Stellung der japanischen Frau unterhält. Manche Beobachtung an einem Ort wird den Beobachtungen an anderen Ort widersprechen. Und einzelne moralische Gesetze, die noch vor 20 oder 30 Jahren ziemlich streng beobachtet wurden, werden heute unter dem Einfluß europäischer Zivilisation gelegentlich mit einer gewissen Nachlässigkeit befolgt. Trotzdem stimmen alle nichtjapanischen Beobachter darin überein, daß die soziale Stellung der japanischen Frau im wesentlichen heute noch genau so ist, wie vor Hunderten von Jahren.

Hier hat das japanische Volk einen Konservatismus beibehalten, der nur in geringfügigkeiten dem europäischen Einfluß Zugeständnisse macht; so vor allem in den Großstädten, wo die japanische Gesellschaft mit der abendlän-

dischen Gesellschaft in Verührung kommt, und wo dann offiziell auch für den Japaner die abendländischen Regeln der Höflichkeit und Ritterlichkeit der Frau gegenüber gelten. Aber wohlverstanden nur offiziell; in seinem Hause, fern von den beobachtenden Augen des Abendländers, hält der Japaner die Frau durchaus in dem Zustand der traditionellen Untertänigkeit und Abhängigkeit.

Für alle europäischen Frauen hat dieser Zustand etwas geradezu Entwürdigendes. Und man kann es begreifen, daß zumal selbstbewußte Abendländerinnen nur mit dem Gefühl der Empörung von solchen Zuständen sprechen hören können. Aber die Dinge sind nun einmal so, wie sie sind. Und da es sich bei den Japanern doch immerhin um ein Kulturvolk ersten Ranges handelt, müssen wir seine sozialmoralischen Anschauungen auch dann kennen und verstehen lernen, wenn sie den unfrüher schmerzhaft zuwiderlaufen. Zumal der deutsche Drang nach wissenschaftlicher Forschung und Beobachtung der Gründlichkeit wird auch diese Erscheinung gern in den Bereich seines Studiums ziehen.

Wie lernen wir nun die Eigenart der sozialmoralischen Stellung der japanischen Frau am besten kennen? Das geschieht am sichersten dadurch, daß wir uns in jene Erziehungsbücher vertiefen, welche die für die japanische Frau geltende Sozialmoral in einer auch heute noch gültigen Weise schildern. Eines der bedeutendsten Bücher ist jenes mit dem wörtlichen Titel „Das größere Lernen der Frauen“ (Onna Daigaku), freier: übersezt „Die geanteten Pflichten der Frau“. Dieses Buch ist überaus interessant, weil es, auf praktischen Gebrauch zugeschnitten, ins einzelne geht und sich allenthalben der größten Deutlichkeit des Ausdrucks befleißigt. Zweifel und Interpretationen kann es nach seiner Lektüre nicht mehr geben. Natürlich bekommen viele japanische Frauen das Buch selbst gar nicht zur Hand. Aber die darin enthaltenen Lehren sind allen denen, die das japanische Mädchen erziehen, so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß eine andere Erziehung, als die nach diesen Lehren, kaum vorstellbar ist.

Ich möchte hier aus seiner Fülle pädagogischer Regeln einige der wichtigsten zitieren. Ein Kommentar ist überflüssig, da sie in ihrer eindeutigen Ausdrucksweise für sich sprechen. Sie lauten:

„Kostbarer als ein schönes Gesicht ist bei einer Frau ein tugendhaftes Herz. Das Herz einer lasterhaften Frau ist immer in Unruhe. Wenn sie spricht, so neigt sie es, um sich über andere zu erheben, andere zu tadeln, zu beneiden, andere zu verpöten und auszusprechen. Die einzigen Eigenschaften, die einer Frau anstehen, sind sanfter Gehorsam, Keuschheit, Mitleid und Ruhe.“

„Von der zartesten Jugend an sollte ein Mädchen die Scheidewand beachten, die die Frau von den Männern trennt; und nie, selbst nicht für einen Augenblick, sollte ihr erlaubt sein, die geringste Ungeheuerlichkeit zu sehen oder zu hören. Eine Frau soll jede Freundschaft und Intimität meiden, außer wenn ihre Eltern sie dazu auffordern. Selbst auf die Gefahr ihres Lebens hin muß sie ihr Herz hart machen wie Eisen und Metall und stets die Regeln des Anstands beobachten.“

„Wie bescheiden und dürftig auch die Lage ihres Mannes sein mag, so soll sie doch nichts bemängeln, sondern die Kunst des Haushalts, den ihr zu verleihen dem Himmel gefiel, als die Bestimmung eines weniger günstigen Schicksals betrachten.“

Die Scheidungsgründe sind für den Mann, und zwar praktisch nur für den Mann, folgende: Ungehorsam der

Frau gegen die Schwiegereltern, Kinderlosigkeit, Unerblichkeit, Eifersucht, unreine Krankheiten, Störung der Eintracht im Hause durch zuviel Reden und reißerisches Geschwätz, Hang zum Stehlen. Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, daß eine jede japanische Frau, die einen dieser Scheidungsgründe bietet, nun gleich wieder von ihrem Manne nach Hause geschickt wird. Aus den Büchern von Missionaren ist mir bekannt, daß praktisch Scheidungen eher weniger vorkommen als bei uns in Europa. Wird eine Frau aber von ihrem Manne nach Hause geschickt — übrigens formell auf Grund eines recht kurzen Prozesses —, dann ist und bleibt sie für ihr Leben mit Schande bedeckt.

Weiter heißt es dann in den Lehren: „Die Frau muß ihren Gatten als ihren Herrn ansehen und muß ihm in aller Ehrfurcht und Verehrung dienen. Die große, lebenslängliche Pflicht einer Frau ist Gehorsam. Im Umgang mit ihrem Mann sollten sowohl der Ausdruck ihrer Miene als auch die Art und Weise ihrer Sprache höflich sein, demütig und verständig, niemals zänkisch und eigenfönnig. Wenn der Mann seine Anweisungen erteilt, so muß die Frau sie stets befolgen. Sollte ihr Mann in Zorn geraten, so soll sie ihm auch dann gehorchen und sich ihm nicht trotzig widerlegen.“

„Selbst im Traum darf sie nicht an Eifersucht denken. Ist ihr Mann ausschweifend, so muß sie sich freundlich mit ihm besprechen; niemals aber darf sie ihren Zorn nähren oder äußern. Übertriebene Eifersucht wird ihre Miene abschreckend machen und ihre Sprache abstoßend und kann zu nichts anderem führen, als zu einer Entfremdung ihres Mannes. Wie widerlege dich deinem Gatten mit erregten Zügen und einer lauten Stimme.“

„Eine Frau soll sparsam und vorsichtig mit Worten sein. Am Morgen muß sie früh aufstehen, am Abend sich spät zur Ruhe begeben. Den Haushalt ihres Mannes muß sie sauber in Ordnung halten. Sie muß in allem Extravaganzen vermeiden und sich in bezug auf Nahrung und Kleidung nach ihrer Lebensstellung richten; nie darf sie Luxus und Hochmut aufkommen lassen.“ Überhaupt schreibt die Sozialmoral der Frau vor, sich, wenn sie erst verheiratet ist, einer schier klösterlichen Lebensführung zu befleißigen, den Kontakt mit der Öffentlichkeit möglichst zu vermeiden, Festlichkeiten nur mit ihren Kindern und Anverwandten aufzusuchen und die Künste des Schönseins einzig und allein auf den Verkehr mit ihrem Manne zu beschränken.

„Solange sie jung ist, soll sie Intimität und Vertraulichkeit mit den Fremden und Bekannten ihres Gatten vermeiden; auf gar keinen Fall aber darf sie in Beziehungen zu einem jungen Manne treten.“

„Die fünf schlimmsten Krankheiten, die das weibliche Gemüt heimgucken, sind: Ungelehrigkeit, Unzufriedenheit, Verleumdungssucht, Eifersucht, Aberglaube.“ Wenn mir mehr Raum zur Verfügung stände, könnte ich diese Zitate noch durch mancherlei andere ergänzen. Aber sie genügen wohl. Und, wenn natürlich auch in Japan nur mit Wasser gekocht wird, und schließlich nicht überall und in jeder Minute die Regeln dieses Kathizismus streng befolgt werden, so ist es doch Tatsache, daß auch heute noch die sozialmoralische Stellung der japanischen Frau, im ganzen gesehen, diesen Vorschriften entspricht. Es führen viele Wege nach Rom. Die einen wählen diesen, die anderen jenen. Und so ist es auch mit der sozialen Stellung der Frau. Wir haben diese Methode, die Japaner jene. Ein jedes Volk bildet sich ein, das seine die beste sei.

Elstern und Aberglaube

Von Geh. San.-Rat Dr. Martin

Die Elster gehört zu den schönst gefärbten Vögeln Deutschlands. Zwar haben andere Vögel, wie der Stieglitz und der Seidenfänger, viel buntere Farben, aber gerade die Einfachheit, des schneeweißen Weiß und des metallisch glänzenden Schwarz geben dem Kleide der Elster etwas Vornehmes, das sie vor allen anderen Vögeln auszeichnet. Der Freund unserer gefiederten Welt sieht freilich die Elster, besonders da, wo sie in großer Zahl auftritt, nicht mit ungemischter Freude, denn sie ist einer der schlimmsten Nesträuber. Mit der Schlauheit, die sie auch sonst auszeichnet, weiß die Elster die verborgenen Nester unerer kleinen Sönger aufzusuchen und verflücht ohne Erbarmen Eier und Junge.

Es ist merkwürdig, daß dieser schöne Vogel, der doch nichts Naheimliches oder Geheimnisvolles an sich hat, eine große Rolle in dem Aberglauben spielt. Eine sonderbare, weit verbreitete Meinung ist, daß aus Hühnereiern, die man in ein Elsternest legt, so daß sie von der Elster ausgebrütet werden, „Elstereier“ entstehen, die sich durch Wildheit und Unabänderlichkeit vor allen anderen Hühnern auszeichnen und deshalb zu Kampfhühnern hervorragend geeignet sind. In manchen Gegenden magel man Elstereier an die Stalltüren, in der Hoffnung, dadurch die Fliegen von dem Stalle fernzuhalten. Die Hegen reiten nicht nur auf Besenstielen und Mistgabeln auf den Wodsberrg, sondern auch auf Elstereiern.

Der merkwürdigste Aberglaube ist aber, daß die Asche von Elstern, in der Zeit der zwölf Nächte von Weihnachten bis Heilige drei Könige geschossen, als Mittel gegen Epilepsie gelten. Der Vollenstedter Kaler Wilhelm von Kugelgen erzählt in seinen bekannten „Erinnerungen eines alten Mannes“ von seinem Gezieher, dem Pastor Koller in Lausa in Sachsen, der ein höchst origineller Mann war. Der Pastor Koller hatte einen Bruder, namens Jonathan, der bei ihm wohnte. Dieser Bruder war körperlich und geistig sehr zurückgeblieben, war zwar gelernter Schneider, hatte aber auch dieses Handwerk nicht verstehen können und wurde nun in dem Pastorenhause mit allerlei leichten Arbeiten beschäftigt. Er hatte in seiner Jugend an bösen Krämpfen gelitten, die für epileptisch gehalten und durch die verfrüchte Behandlung nicht geheilt waren. Ein fremder Handwerksbursche, der zufällig feuernd auf den Hof kam und Zeuge eines solchen Anfalles wurde, erklärte, jede Krankheit sei ein Übermaß des Feuers in Blut und Nerven. Es habe jedoch auch jedes Feuer sein Wasser, das es lösche, wenn man's nur lenne. So gäbe es denn auch ein kleines Tierchen, welches das böse Wesen dämpfe und vertilge, und nicht eheulich wolle er sein und zeitweilen keinen Spektakel mehr essen, wenn er nicht selbst dadurch geheilt sei. Auch sei besagtes Tierchen überall zu Hause und habe so viel Namen, daß es gar nicht zu verzeihen sei. Es heiße nämlich: Elster, Alster, Alkaster, Schalaster, Heister oder Heister. In den Heiligen zwölf Nächten, wo die

Natur — denn es sei ein Naturmittel — ihre ganze Kraft beisammen habe, schieße man dies nützliche Vögelchen; danach werde es im Kadaver verlohnt und pulverisiert. Von solchem Pulver müsse man täglich eine Messerspitze voll in Wasser nehmen, dabei ohne Wandel leben, nicht tanzen und sich nicht besaufen; so werde man die Krankheit bald vermissen. Der Pastor Koller war geneigt, den Versuch zu machen. Zur angegebenen Zeit schoß er die erste Elster und behandelte den Bruder, und zwar mit dem Erfolge, daß die Krankheit nach etwa Monatsfrist gehoben schien. Diese Kur machte Aufsehen im Dorfe, und es meldeten sich immer mehr Kranke. Zu der Zeit, als v. Kugelgen bei Koller wohnte, verlohnte dieser im Jahre an hundert Schalaster, die ihm von allen Seiten, sogar vom Harze und aus Schlesien, durch Freunde eingeliefert wurden, und versandte die Pulver bis Hamburg, Königsberg und Wien. Diese ausgedehnte Praxis nahm ihm einen bedeutenden Teil seiner Zeit, denn fast täglich überliefen ihn die „Pulverleute“, wie er sie nannte, oder er hatte sein schwarzes Mittel brieflich zu versenden.

Daß gerade die Epilepsie so viel mit abergläubischen Mitteln behandelt wird, mag zum Teil darauf beruhen, daß häufig hysterische Krampfzustände für epileptisch gehalten werden. Die Hysterie ist aber wie keine zweite Krankheit auf psychischem Wege, also auch durch abergläubische Mittel, zu beeinflussen. In diesem Falle mag auch die Beschränkung der Alkoholenthaltung oft von günstiger Wirkung gewesen sein.

1500.
hen.
Zum
Dof.
Tob
1925
1200
Auf-
und
Beber
gagne
Kraus
brauch
ander
Fam
Blanc
ennig
Buk
Bretter
Janats
Bach
Upe
ber
blung
und
388
das
infekt
neue
Bemess
al
die

Die deutsche Landschaft

Von Richard Gerlach

Die Idylle ist verfallen. Hundert Kilometer in der Stunde, das ist ein anderes Tempo als der gemächliche Trab der Postkutschen. Unsere Volkslieder klingen noch vom Brunnen vor dem Tore und von den drei Burschen, die bei einer Frau Wirtin einkehrten. Aber der Brunnen ist nun durch einen Wasserurm ersetzt und die Frau Wirtin hat einen Oberkellner.

Wohl bekühen wir noch Landstriche, die vor ein paar Jahrhunderten eingeschlammt sind und noch heute in heiterer Ruhe dahinträumen. Das sind die kleinen Rester am Main, an der Lahn, am Neckar, im Thüringen und wo sonst noch grüne Hügel mit menschlichen Siedlungen reizend bestückt sind. Aber solche wehmütigen Reste deutscher Vergangenheit liegen, wie vergessen, abseits vom Wege. Das Heulen der Fabriksirenen löst auch zu ihnen schon schreckhaft hinüber.

Die Landschaft ist keine Idylle mehr. Ähren- und Kohlenhaufen breiten sich über dem Grün der Matten aus. Der Baum, der draußen seine Äste frei in den Himmel hob, ist in den Straßen zum zurechtgeschnittenen Alleeplätzlein geworden. Wo noch ein bisschen Gras grünt, ist es ein Bauplatz, fensterlose Häuserwände türmen sich empor und warten darauf, daß man neue Reihen von Wohngebäuden anlegt. Neben-Gärtnerieien sind Fußballwiesen und auf den Plätzen der Vorstädte drehen sich die Karussells. Modisch angezogene Menschen gehen eilig ihren Geschäften nach, eine Lokomotive pfeift heran und der Qualm der Schöte trübt den Himmel.

Die Großstädter — mehr als die Hälfte des deutschen Volkes — sehen so die Tage verstreichen. An den Sonntagen oder in den Ferien flüchten sie in die Natur. Das idyllische Zeitalter kamte nur kleine Städte. Man trat ein paar Schritte vor seine Türe und brauchte die Hauschube kaum auszuweichen, die Natur war stets da und zu einem kleinen Wanderstündchen bereit. Der heutige Mensch muß so oft getrennt von ihr leben. Darum fühlt er ein Heimweh nach der Natur. Er ist wie ein ausgelegtes Kind, das niemals seine Mutter zu suchen aufhört.

Die Heide wurde erst im letzten Menschenalter entdeckt, weil man früher eher Angst vor der verlassenen Fläche hatte, wo der Wind jedes Raß verflucht und die Seele in der Gleichförmigkeit der Ebene ganz mit sich allein ist. Erst die Großstädter, die nicht mehr die saftigen Wiesen und das rauschende Korn um sich hatten, stiegen empor in die ernste Formenwelt der Alpen; sie blieben nicht in den friedlichen Tälern, sondern wollten auf die Höhen. Sie fuhren an die Nordsee, spürten den Atem des Meeres und warfen sich in die Brandung. Oder sie sonnten sich an den stillen Buchten der Ostsee.

Während man sich früher nur in der bewohnten Landschaft wohlfühlte, in der Nähe der Menschen

in Wiesentälern, wo Rindställe hineinschauten, an einem Hügelchen, wo Nebenhügel und Kornfelder waren, wo man in der Ferne die Dächer des Marktlebens sah, wandert man jetzt am liebsten in das einsame Moor und in den dichtesten Wald. Nicht daß man bewußt die Spuren der Menschen meidet. Nur man bedarf ihrer nicht. Während im idyllischen Zeitalter die Bauern immer in der Frühstückspause abgebildet sind und in lässiger Haltung, als hätten sie eigentlich nichts zu tun, sieht man nun die schwere Arbeit, welche die Erde vom Menschen fordert, — wie das Feld bestellt wird und die Oasen den Pflug ziehen. Man bleibt stehen, wenn die Holzfäller die Äste auf die Stämme niederschmettern lassen oder wenn die Fischer ihre Netze aus dem Strom ziehen. Man träumt nicht nur, der Fährmann habe eine gedankenvolle Beschäftigung, sondern weiß, daß es in die Arme zieht, wenn man vom Morgengrauen bis in die Dämmerung die Ruder führen muß.

Ist denn die deutsche Landschaft zur Zeit Dürers, Goethes, Novalis und zu unserer nicht immer dieselbe geblieben? Die Landschaft ist stets das, als was der Mensch sie empfindet. Im Mittelalter kamte man überhaupt keine Landschaft, sondern nur den Menschen und seine Beziehungen zur jenseitigen Welt. Dann kam die Verenkung in das einzelne Geschöpf der Natur, das um seiner selbst willen von der Kunst nachgeschaffen wurde. Im Barock verstand man die Landschaft als Echo der Seele. Es folgte die Zeit, wo man in der Landschaft einen feierlichen Klang und starkes einheitliches Gefühl suchte. Die Romantiker endlich liebten die in weiter Ferne verschwindenden Hintergründe und phantasierten sich in schauerliche Gegenden hinein, wo morische zerbrochene Brücken über schroffe Felsen führten, zwischen denen der Waldstrom schäumt. Da gab es verirrt Wanderer, deren Gewänder im feuchten Winde flattern. Man fuhr in ein Land hinaus, wo die Ahnungen der Kindheit wohnen, wo Lichtgestalten zwischen feurigen Blumen gehen und Hände reichen. Die Landschaft also wird von seiner Zeit als dieselbe gesehen. Freilich, sie wandelt sich auch unter den Händen des Menschen. Er fällt Wälder und legt Vieban an, beackert Gärten und Flur, baut Mühlen, Fabriken und Arbeiterdörfer, und unsere moderne Landschaft mit den Telegraphentangen, Starkstromleitungen, Eisenbahndämmen und Kanälen ist sicher grundverschieden von jeder früheren.

Es ist der Irrtum der Generationen gewesen, daß sie die Fernsehnsucht, die Klarheit, die Idylle jeweils als das Merkmal der deutschen Landschaft angesehen haben. Sie verwechselten ihre Grundstimmung mit der Stimmung der Landschaft.

Was Deutschland vor allen übrigen Ländern unterscheidet, ist seine Mannigfaltigkeit. England, Holland, Italien sind alle nach einer bestimmten Richtung hin entwickelt. Die einen haben grenzenlose Steppen und Wälder, diese wohnen auf einer parkhaften Insel, jene haben ihr flaches, farben- und lichtreiches

Rüstenstück, dort gliedern sich die Linien in heiterem Spiel zu entzückendem Wechsel. — überall geht ein unüberkennbar allen anderen voran. Deutschland hat das Meer und die Alpen, hat den Rhein und die Donau, hat sein Hügelland und die Höhe und den Garg. In die märklichen Kiefernforste und die Lindeburger Gärten im norddeutschen Flachlande lagern sich die weiten Wälder hin, rote Pferde und schwarzweiße Kühe mit gereinigten Köpfen. Da liegen die bodenlosen Moore durch die Torfstäbe mit schwarzen Segeln lantlos gleiten. Sonnenlicht spielt in den Buchenwäldern, die Hüfe stehen die schweren Eichen und auf dem Meer die Geest kimmern die Föhren. Aber wir haben den bairischen Wald mit dunklen Fichtenforsten, denen kaum ein Dorf liegt. Die Weira und die Tübingen ringeln sich durch die Knippen des hellen Laubwaldes. Der Elbstrom treibt wuchtig und feulerubig im Meere. An die wellige Ebene mit schimmernden Wäldern und Tümpeln schließt sich ein Bergland von dem Granit, schwarze Schieferberge und helles Gestein gipfeln auf. Wie ist es möglich, in diesem Zerlei die Einheit zu erfassen?

Vielleicht ist es dies, daß der gleiche Wechsel der Zeiten, das Spritzen der Frühlingsblumen, der Sommer, die Ernte, das Fallen des Laubes, der ewig wolkige Himmel, der Novembernebel, sich in allen diesen Ländern so ähnlich sehen.

Der Vorkühling mit Himmelschiffeln und Windröschen, die Rückkehr der Singvögel im April, Mai mit seinen Birken und grünem Laub, der Sommer mit seiner roten Farberglut und dem Raubvogel Windes im Falllaub, das kann man doch auch Deutschland so erleben. Wo gibt es sonst Turgen am Rhein, das Flößen der Brackvögel im Moor und Sandwege in der braunen Seide? Wo sonst in Hochgebirge, gewaltig wie die Alpen, die doch größten Teil von deutschen Menschen bewohnt und wandert werden?

Wir verweilen nicht immer mehr im Neben und mühen, sondern verlieren uns oft ganz an die Strenge. Jänner fähler wir uns als Teile der Landschaft, mitten in ihr, nicht als fremde Beobachter, denn wie die Bäume und Hebe als ihre Geschöpfe, uns wagt rings das weite Land. Wir sind durch Fenster der Fremdheit geflettert, das uns nach von Landschaft trennt, wie können hineingehen, uns den Wiesen austrecken, zu den Wäldern aufschauen, wandern, immer weiter wandern.

Die Idylle ist vorbei. Der Mensch bringt der Landschaft innigere Blicke entgegen, als nur mit ihr trautes Schäferstündchen oder fernmentale Zwiegespräche über die Andenken der Vergangenheit zu halten; sie ihr beruhigen, festigen, klären und ihr erwidern, reine Luft seine Lungen erregt. Er will an Frühlingsgrünen und Blüten, an hübschen Tropfen, Bäche, am frischen Brodem nach dem Regen, am Schmetterling und Schwarzkraut und am hellen Gell der Bergseen teilhaben und sich selber darin

Magenlast u. Magenverdauung

Von Professor Dr. Alfred Lewandowski, Sacharzt für innere Krankheiten (Berlin)

Der Magen hat die Aufgabe, die durch die Mundverdauung (Speichelverdauung) vorbereiteten Speisen einem ganz bestimmten mechanischen und chemischen Verdauungsorgan zu unterziehen. Damit er das kann, ist ein mehr oder minder langes Verweilen der Speisen im Magen nötig. Wir wissen auf Grund langer Erfahrungen und wissenschaftlicher Untersuchungen ganz genau, wie lange unter normalen Verhältnissen die verschiedenen Speisen im Magen zu verweilen pflegen. Änderungen in der Verweildauer von Speisen, deren Verbleiben im Magen bekannt ist, können einen wichtigen Fingerzeig dafür geben, daß Störungen in dem normalen Ablauf der Magenarbeit vorliegen.

Um den Lesern eine Vorstellung von der Verweildauer oder, um es praktisch auszudrücken, von der Verdaulichkeit dieser Speisen zu geben, greife ich aus den bekannten Nahrungsmitteln einige heraus. So verlassen in der Regel bei normaler Verdauungstätigkeit den Magen nach 1-2 Stunden: Flüssigkeiten bis 200 Gramm; Wasser, Tee, Kaffee, Malz, Bier, leichte Weine, Milch, Fleischbrühe und 100 Gramm weiche Eier; nach 2-3 Stunden größere Mengen obiger Flüssigkeit, etwa 500 Gramm und die gebräuchlichen Getränke mit Sahne- und Milchzusatz, ferner 200 Gramm gestottene Fische, Kalbsbraten, Kalbshirn und 150 Gramm Gemüfe, Blumenkohl, Karoffeln, Kompott, Kirchentompott 150 Gramm, ferner Weißbrot 70 Gramm, Bregeln, Biskuits. Nach 3-4 Stunden: Geflügel, Gänse, Taube, gestottenes Rind, und Kalbfleisch, roher und gekochter Schinken, nach 4-5 Stunden: gebratenes Fleisch, Geflügel, Gans und Ente, Kalbfleisch, Serringe, Linsen und Erbsen als Brei.

Der Magen hat durch seinen Gehalt an Salzsäure auch eine stark bakterientötende, fäulnisemmende Eigenschaft. Dadurch wird der größte Teil der mit der Nahrung in den Magen gelangenden Bakterien unschädlich gemacht, Fäulnis und Gärung wird gehemmt und der Darm wird vor der Überflutung mit solchen Bakterien und den Produkten ihrer Zersetzung bewahrt. Ist daher die Salzsäure-Produktion im Magen ungenügend, so treten dort abnorme Gärungen auf, die sich in allerlei Störungen bemerkbar machen; in Gasentwidelungen, in Sodbrennen usw.

Der Magen selbst besteht, um das wichtigste zu nennen, aus Salzsäure und aus Fermenten*, deren wesentlichstes das Pepsin ist. Diese beiden Stoffe vereinigen sich, um alles sog.

Eiweiß wasserlöslich zu machen. Die so entstandene wasserlösliche Verbindung nennt man Pepton. Diese gelangt nun allmählich mit dem Speisefleisch in den Darm und wird dort durch bestimmte Aufsaugungsprozesse in die Blutbahn aufgenommen, mit dem Blutstrom und Lymphstrom durch den ganzen Körper geschickt und zum Aufbau verwendet. — Die mit der Nahrung aufgenommenen Fette werden vom Magen fast nicht angegriffen, sondern gelangen erst im Darm zur Verarbeitung u. zwar im oberen Teile des Darmes, in der sich die Galle ergießt. — Die dritte Gruppe der Nahrungsmittel, Stärke und Zucker, unter dem gemeinsamen Namen der Kohlehydrate bekannt, wird nach einer kurzen Vorverdauung durch den Mundspeichel und, nachdem sie den Magen gewöhnlich wenig verändert verlassen hat, ebenfalls im Darm gelöst und in Kohlenhydrate und Wasser völlig verbrannt, oder, wie man sagt, oxydiert. — Im Darm erscheinen Zerfallsprodukte der Eiweißverdauung und vor allem das überflüssige Wasser, nachdem die Nieren ihre dazu bestimmte Arbeit geleistet haben. Die Fette erscheinen im Darm kaum wieder, wohl aber können bei kranken Menschen Eiweiß als Zeichen einer mehr oder minder schweren Nierenfunktionsstörung und der Zucker als Zeichen der Zuckerkrankheit wieder erscheinen.

Betrachten wir nun zunächst diejenigen Kranken, bei denen eine erhebliche Vermehrung der Salzsäure im Magen vorliegt. Die meisten davon betroffenen Menschen haben über gewisse, bestimmte Beschwerden zu klagen, heftige Schmerzen, saures Aufstoßen und saures Erbrechen. Durch zweckmäßige Lebens- und Ernährungsweise mit Unterstützung wohlbestimmter Medikamente, Natron an erster Stelle, lassen sich die Krankheitserscheinungen lindern, oft auch ganz beseitigen. Häufig ist überflüssige ein Zeichen von nervöser Reizbarkeit. — Dringend zu warnen aber ist vor dem kritiklosen Gebrauch von Natron. Größere Mengen von Natron können starke Verschlimmerungen bewirken. Die Überflüssigkeit muß jedoch in jedem Falle ärztlich auf das sorgfältigste behandelt und beobachtet werden, weil eine besonders große Gefahr besteht, daß sich auf dem Boden der vermehrten Säurebildung das gefährlichste und sehr verbreitete Magengeschwür entwickelt, dessen Beseitigung oft viele Wochen und Monate erfordert.

Mangel an Salzsäure kann ebenfalls, wie schon oben erwähnt, zu erheblichen Beschwerden führen, z. B. zu Schwierigkeiten der Verdauung, besonders der Eiweißverdauung, und dadurch bedingte Neigung zu Darmerkrankungen. Eine große Reihe von chronischen, mit Durchfällen einhergehenden Darmkatarrhen beruhen einzig und allein auf zu geringer Salzsäure im Magen oder deren gänzlichem Fehlen. Früher

glaubte man, daß Salzsäuremangel ein sicheres Symptom Magenkrebs sei. Das ist gewiß in zahlreichen Fällen richtig, aber durchaus nicht in allen. Darum sollen solche Kranken nicht unbedingter und unbedingter Sorge hingeben, alle Fälle bedürfen aber auch alle Kranken mit Salzsäuremangel einer sachverständigen Beratung und Beobachtung. Wenn auch durchaus nicht gleich die Diagnose „Krebs“ angenommen muß, so können andere, nicht leichte Erkrankungen der Magenkleinhaut, die oft zu Schwund und dadurch dinstem Versagen der Magendrüsen führen, die Ursache Salzsäuremangels sein.

Magenstörungen sind also auf keinen Fall leicht zu beheben. Man verlasse sich nicht auf kritiklosen Gebrauch vieler, allzuvielen angepriesenen Mittel, Pulver, Tropfen usw. Lieber wende man sich an einen erfahrenen Arzt, der die Natur und die Ursachen der Beschwerden stellen kann. Oft sehe ich in der Praxis, daß auch intelligente und sich gut und sachlich beobachtende Patienten gerade schädlichsten und verkehrtesten Maßnahmen anwenden. In Umständen genügt eine vom Fachmann vorgeschriebene und Lebensweise, unter Fortlassung aller Medikamente, alle Unannehmlichkeiten und Kummerstoffe auf dem schnellsten Wege zu beseitigen.

Rechtzeitige Befragung des Arztes kann in vielen Fällen die teuren Bäder und Kurorte ersparen, ihren Besuch flüssig machen. Es sei dabei bemerkt, daß wir in Deutschland ausgezeichnete Kurorte mit vorzüglichen Quellen haben, so daß für die Patienten, die es doch vorziehen, Kurort außerhalb ihres Wohnortes, ihres Hauses, losgelöst von allen Geschäften und Sorgen, in schöner, freier Natur zu nehmen, gut gesorgt ist. Wir können daher auf das Wohl verzichten.

Bill man Magenkrankungen aller Art vorbeugen, so herzuge man folgende Ratsschläge: Niemals den Magen laden, Mäßigkeit im Essen und Trinken und im Gebrauch von Alkohol und Nikotin; Vorsicht bei allzu kalten und kalten Speisen und Getränken, langsam essen und gut kauen, bringt es die knappe Zeit, besonders bei der arbeitenden Bevölkerung mit sich, daß die Mahlzeiten mehr geschlungen gegessen werden. Alles Sünden, die, einmal getan, wiederholt werden, aber in der Wiederholung zu Störungen und Krankheiten in der Magenverdauung führen können.

*) Fermente sind organerregende Substanzen, Substanzen, die andere organische Verbindungen verändern, ohne selbst dabei wesentliche Veränderungen zu erfahren; dazu gehört auch die bekannte Gefe,